N12<517877964 021 LS

ubTÜBINGEN

Missionswerke begriffen. Mögen wir Vielen ein Geruch des Lebens zum Leben geworden seyn! Der Name des HErrn sey gelobet für alles das Gute, das Er uns in dieser Zeit hat genießen lassen.

Am Tage nach meiner Ankunft hier besuchte ich wieder unsere englische Schule und die mir übertragene canaresische. Meine Schüler machten mir einen großen Salam (Gruß), auch andere meiner Bekannten unter den erwachsenen Hindus, begrüßten mich freundlich und fragten, wo ich so lange gewesen sey. Der HErr unser Gott, sey uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände bei uns; ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!

Johann Christian Eßig.

F.

Reiseberichte vom Missionar **Layer** in **Dharwar.**

Dharwar, den 21. März 1842.

Mein Reisegebiet umfaßt nur einen beschränkten Landstrich, nämlich die nördliche, hauptsächlich aber die nordöstliche Umgebung von Dharwar, in welcher ich fünfunddreißig Städte, Dörfer und Weiler, der Reihe nach, ohne eins auszulassen, mit der guten Botschaft zu durchziehen die Gnade hatte. Da nämlich, nach der Gnade unseres himmlischen Königs, das Evangelium in allen größern Städten unserer Umgebungen, noch nicht aber in den zahlreichen kleinern Dörfern und Weilern gepredigt worden ist, so liegt es uns jezt ob, besonders da die Leute in den lezteren mehr Empfänglichkeit zeigen, als die Städtebewohner, auch an diesen „Zäunen" umher die Einladung zum Abendmahle des Lammes erschallen zu lassen und auch auf diese Weise zu erfüllen den Befehl des Herrn: „Prediget das Evangelium aller Creatur".

Morgens den 7. Februar reiste ich unter demüthigem Flehen um die leibliche und geistliche Gnadenbewahrung des HErrn von Dharwar ab und kam bis zum 14., in straks nördlicher Richtung, nur 4 Stunden weit. Den ersten Tag verbrachte ich in dem nur 1½ Stunde von Dharwar entfernten Weiler Lakmapur, den zweiten in dem eine halbe Stunde weiter entfernten Weiler Jadawada zu. Zugleich machte ich von beiden Orten einen Predigtausflug in zwei ganz nahe Weiler. In diesen vier Orten fand ich mit meiner Predigt, von der Nichtigkeit der Gözen und von dem Einen wahren Gott, der anzubeten sey, ein williges Gehör. Nicht so mit der Predigt von Jesu Christo. Diese wurde zwar auch gehört und hie und da zugenikt, aber mit wenig innerer Theilnahme. Dieselbe Wahrnehmung wiederholte sich auf meiner ganzen Reise, mit wenig Umänderung, fast jeden Tag. Dieß hat unter Anderem seinen Grund darin, daß die Lehre von Christo und seiner Versöhnung ganz und gar etwas Neues und Unerhörtes ist und daher märchenhaft erscheint, während die Lehre von der Nichtigkeit der Gözen auch hie und da schon von einem weisen Hindu behauptet und zum Theil unter das Volk gekommen ist, in Folge dessen unsere Lehre über Gözen und den wahren Gott einen Anknüpfungspunct an Vorhandenem hat, der sich in Beziehung auf die Predigt von Christo nicht vorfindet. Darum eben, weil weder der Anblik der Worte Gottes, noch die menschliche Vernunft Etwas von Christo lehren kann, heißt der Apostel die große Thatsache, daß Gott ist geoffenbaret im Fleisch, ein Geheimniß der Gottseligkeit. Dabei hat aber — und dieß ist eine von mir auf dieser Reise oft und unter Anbetung der Herablassung Gottes gemachte Wahrnehmung — die Nachricht von dem in Menschengestalt erschienenen und in Menschengestalt auf den Thron der Herrlichkeit erhöhten Gott-Erlöser, einen unendlichen Vortheil über die bloße Lehre von dem unsichtbaren Gott und kommt den Bedürfnissen der Menschen, insbesondere der einfältigen, ungebildeten Heiden, auf's

Lieblichste entgegen. Oft nämlich geschah es, daß, nachdem ich die Leute von den todten Gözen zu dem lebendigen aber unsichtbaren Gott hingewiesen hatte, sie halb niedergeschlagen sagten: so müssen wir also gleichsam eine „Leere" anbeten. Dieß kam ihnen vor, als wenn man sie auf einmal aller Stüzen beraubt und führerlos in die weite Welt hinausgesandt hätte. Das gab dann einen erwünschten Uebergang zur Nachricht von der Offenbarung Gottes in Menschen- und Knechtsgestalt, an die wir uns zu halten haben, und als ich so ihrem haltlosen Glaubensschifflein einen, so zu sagen, handgreiflichen Anker zeigte, bemerkte ich oft einen bedeutenden Grad von Zufriedenheit. Es war, wie wenn in finsterer Nacht doch ein Stern am fernen Horizonte aufgegangen wäre.

Febr. 9 bis 11 brachte ich in dem eine halbe Stunde weiter nördlich gelegenen, etwa 4 — 5000 Seelen enthaltenden Städtchen Bettigerri (natürlich ein anderes, als das wo Br. Hiller ist) zu. Hier hatte ich, beides im Tempel, in dem ich wohnte, und beim Herumgehen auf den Straßen, eine große Anzahl von Zuhörern, so daß ich von vielem Reden oft ganz heiser war. Der Saft des Zukerrohrs, das um diese Zeit reif ist und das ich öfters saugte, that mir für die Erfrischung des trokenen Mundes herrliche Dienste. Die Hörer des Wortes waren meist sehr artig und wohlwollend, besonders die Weber, deren es hier viele gibt. Eines Nachmittags war ich so erschöpft von vielem Reden und Bücherausheilen, daß ich mich genöthigt sah, den Tempel zu verlassen, um fortgesezter Unruhe zu entgehen. Ich nahm meinen Wanderstab und ging hinaus vor das Stadt-Thor, allein eine ganze Schaar von Knaben folgte mir auf dem Fuße nach. So eine schöne Gelegenheit, guten Saamen in junge Seelen auszustreuen, dachte ich, müsse ich nicht unbenüzt vorübergehen lassen und stand daher in dem Schatten eines Dornbaumes stille. Die Knaben sammelten sich um mich her und nachdem ich sie durch einige Fragen zur Aufmerksamkeit gestimmt hatte, zeigte ich ihnen durch allerlei Bei-

spiele die Unmacht und Nichtigkeit der Gözen, ermahnte sie, den wahren Gott zu suchen, und las und erklärte ihnen zum Schluß die Geschichte vom reichen Mann und armen Lazarus. Sie waren viel aufmerksamer als sich erwarten ließ und ich freute mich der schönen Aussaat von Herzen. Eine andere Beobachtung gewährte mir ebenfalls eine herzliche Freude. Als ich nämlich gerade vor meinen Abgehen von der Stadt durch eine Nebengasse ging, sah ich durch die Thüre eines Hauses mehrere Männer um einen Leser des so eben von mir erhaltenen Tractates herumsizen und lebhaft von Jesus Christus reden. Ob sie drüber lachten oder nur sich besprachen, weiß ich nicht; aber ich war froh, zu wissen, daß der Tractat gelesen und Christus bekannt gemacht werde. —

Febr. 12 und 13 brachte ich in einem eine Stunde nördlicher gelegenen, nicht den Engländern gehörigen großen Fleken Doddawada zu. Viele neu- und wißbegierige Leute kamen zu mir in den geräumigen und den ganzen Tag von einem der Tempelöffnung gegenüberstehenden großen Bewinabaum (Englisch: Neem-tree) beschatteten Hahnemanstempel. Die meisten waren aufmerksam und freundlich. Besonders gut wurde Alles, was ich sagte, von einigen Webern aufgenommen. Unter Anderem kam auch ein wohlgekleideter diker Lingapriester, dem man schon auf den ersten Blik ansehen konnte, daß ihm selbst die gewöhnliche Hindu-Religiosität fehle und der Bauch sein Gott sey. Mit mich verachtender Miene sezte er sich auf das einige Fuß hohe mit Erde ausgefüllte vierekige Gemäuer, in dessen Mitte der Baum steht. Viele der angesehensten Leute des Dorfes sammelten sich herzu. Ich versprach mir nur wenig Gewinn in Gegenwart eines solchen Anführers und nahm mich daher, unter Aufblik zum HErrn, besonders zusammen, um, troz alles zu erwartenden Widerstandes, doch dazu zu kommen, die Hauptsache des Rathes Gottes dieser Menge kund zu machen. Dieß gelang mir auch während des zweistündigen Gesprächs leicht, da die grenzenlose Gleichgültigkeit und zugleich Unwissenheit des

Priesters nichts in den Weg legte, als hie und da ein trokenes Ja oder Nein, einen gemeinen Wiz oder eine Verlegenheitsfrage. Es that mir wohl, unter den Umstehenden forschendere und aufmerksamere Leute zu sehen als ihr Priester war, dem ich am Ende noch, aber wie es schien, ohne Eindruk zu machen, ans Herz redete. Als ich wegging, brachen alle in ein lautes Lob meiner „großen Gemüthsruhe" aus. Sie wußten nicht, daß mich das Behalten derselben einen wiederholten innerlichen Kampf gekostet hatte. Am ersten Tage meines hiesigen Aufenthalts war auch der muhamedanische Priester des Dorfes zu mir gekommen und hatte mir auf den nächsten Tag einen Besuch angekündigt, wo er mich von der Unrichtigkeit einiger meiner Lehren, aus einem gegen das Christenthum geschriebenen hindostanischen Tractat überweisen wolle. Ich lud ihn getrost zum Kommen ein, obwohl ich halb fürchtete, ich möchte für einen guten muhamedanischen Disputirer, wie der Mann aussah, nicht genug vorbereitet seyn. Er kam, wie versprochen, mit einigen andern Muhamedanern, den nächsten Tag. Zuerst las er in seinem Buche Stellen gegen die Dreieinigkeit und klagte uns der Vielgötterei an. Da der Verfasser des Buchs dieß aus den Worten Jesu selbst beweisen wollte, so nahm ich mein Testament und las im Ev. Johannes einige der Stellen, wo der Heiland vom Vater als einer von ihm unterschiedenen Person redet, und dann solche, wo er sagt, daß Er und der Vater Eines seyen. Ich fragte ihn, ob er denn Jesum einer Lüge zeihen wolle. Er: Nein! Jesus — Friede sey mit ihm — hat keine Lüge gesagt, aber die Juden und Christen haben seine Worte verfälscht. Ich: Wie kannst Du dieß beweisen? Er: Mahomed, Friede sey mit ihm, hat's gesagt. Ich fragte nach Mahomeds Beweisen dafür, aber er blieb mir die Antwort schuldig. Dann gieng die Rede auf Mahomed über. Er: Wie kommts, daß ihr Christen Mahomed nicht anerkennen wollt, da doch Jesus von ihm als dem zu kommenden Tröster geweissagt hat? Ich führte ihm zu Gemüth, wie

widersinnig es sey, diese Verheißung auf Mahomed zu beziehen, einmal, weil Jesus mit diesem Versprechen nicht seine künftigen, sondern seine damals um ihn stehenden, über seinen baldigen Abschied von ihnen trauernden Jünger habe trösten wollen, ein Trost, der ganz bedeutungslos und betrüglich wäre, wenn der Tröster erst, wie Mahomed, in 600 Jahren zu erwarten gewesen wäre; sodann, weil das Thun Mahomeds der Bedeutung dieses Namens gar nicht entspreche, indem er bei weitem mehr ein Krieger und Schlachter als ein Tröster der Menschen gewesen sey. Er wußte nichts einzuwenden, wollte aber doch auch nicht Beifall geben und namentlich nichts hören von der Erfüllung dieser Verheißung am Tage der Pfingsten, die ich aus Apostelgesch. 2 vorlas. Dann ging er über auf die Geschichte der Kreuzigung Jesu, mit den Juden sagend: Wäre Christus Gottes Sohn gewesen, so würde er sich solcher Schmach und Schande überhoben haben. Das gab dann zu gutem Schluß Anlaß zur Darlegung der, jeden Menschen so nahe angehenden Gründe, um welcher willen Christus sich also entäußert habe und bis zum Tod am Kreuz gehorsam gewesen sey. Ihr Abschied war hierauf freundlicher als ihr Eintritt bei mir.

Ich habe vergessen, einen traurig interessanten Beweis heidnischer Thorheit und Götterfurcht, wie er sich am ersten Abende meines Aufenthalts an diesem Orte zutrug, mitzutheilen und hole ihn hier nach. Es war Samstag — der Sonntag oder Verehrungstag des Gözen Hahnemann. Beim Einbruch der Nacht kam der den täglichen Dienst verrichtende Tempeldiener und fragte mich, ob ich erlaube, daß heute Nacht dem Gözen „Palankindienst" verrichtet werde. Worin besteht dieß? fragte ich. Er: Ich und einige andere Personen tragen jenes kleine Bild des Hahnemanns dort in jenem Palankin unter Trommelschlag, Musik und dem Voraustanzen einer öffentlichen Dirne, ungefähr eine Stunde lang um den Tempel herum. Ich: Das ist ein schlimmer Gottesdienst, der nie verrichtet werden sollte, jedenfalls aber verbitte ich mir seine Ver-

richtung so lange ich hier bin; denn ich mag den Schlaf störenden Lärmen nicht haben. Der Mann war zufrieden. Nachher fragte ich, was hat denn die öffentliche Dirne für einen Lohn für ihren Tanzdienst? Er: Der Herr dieses Orts hat ihr einige Stüke Land gegeben, für die sie keine Steuer zu entrichten hat. Ich: Und was hast denn du von diesem Palankindienst? Er: Ich bekomme Nichts. Ich: Wenn es dir nichts einträgt, warum verrichtest du ihn denn? Er: Wenn ich's nicht thue, so plagt mich der Gott nachher dafür. Ich: Wie plagt er dich? Er: Er verursacht mir Bauchweh und meines Bruders Weib allerlei Schmerzen. Ich: Gut, heute unterlässest du den Dienst, laß mich morgen wissen, auf welche Weise Hahnemann dich geplagt hat und ich will ihm dann einen Verweis geben. Er: Der Gott fürchtet sich vor Ihnen und so lange Sie hier sind, bleibt er ruhig, aber nach Ihrer Abreise wird er sagen: Warum hast du vorgestern meinen Palankindienst unterlassen, und mich strafen. — Der Mann schien dieß Alles mit fester Ueberzeugung zu glauben. Welche Nacht! —

Von hier aus zieht sich, in südöstlicher Richtung, eine sehr flache Niederung etwa 8 Stunden weit hinan bis zu der 7 Stunden östlich von Dharwar gelegenen Stadt Nolgund. In der Mitte derselben fließt ein Bach, in dem sich aber jezt, in der heißen Zeit, nur wenig Wasser findet, welches ich 4 Stunden weiter ganz versiechen sah. An beiden Ufern dieses Regenbaches befindet sich in sehr geringen Entfernungen von einander, eine ganze Schaar größerer und besonders kleinerer Dörfer, die leztern fast ausschließlich von Bauern bewohnt. Die meisten derselben gehören der Linga- und die übrigen der Schäfer-Kaste und anderen niedern Kasten an. Die sich von beiden Ufern des Baches fast unmerklich etwas erhebenden Ebenen bestehen auf ihrer Oberfläche, oft 5 bis 6 Fuß tief, aus demjenigen guten schwarzen Boden, mit dem die Ebenen des Dekkans bedekt sind, und sind ebendaher sehr ergiebig und auch überall angebaut mit Waizen, indischem Korn,

andern indischen Getraidearten und insbesondere Baumwolle. In Verbindung mit dem indischen Korn läßt sich dieses Jahr ein eigenthümliches Schauspiel des göttlichen Segens beobachten, an dem ich auf dieser Reise oft meine Augen weidete. Der Monsun des Jahres 1841 nämlich war ungemein gut gewesen und der schöne Aufwuchs des indischen Korns — das bei weitem wichtigste der Lebensmittel der indischen Binnenländer — versprach eine reichliche Erndte. Allein der zu lange anhaltende Spatregen hatte zur Folge, daß die Aehren sehr leicht wurden, so daß der Ertrag nur die Hälfte wurde von dem, was gehofft war. In Folge hievon sprach man von dem in diesem Jahre zu erwartenden bedeutend erhöhten Preis der Lebensmittel und der Preis fing auch wirklich an, sich zu erhöhen. Allein durch den vielen Regen war der Boden so durchnäßt worden, daß nach dem Abschneiden des Kornes sich neue Sprossen aus den Wurzeln erhoben, denen nachher ein unzeitiger Regen neue Kräfte zuführte und sie so bis zum vollen Waizen in den Aehren forttrieb. So kommt es nun, daß besonders die niedrig gelegenen Felder nochmals eine halbe Erndte tragen und daß das Jahr zu den ergiebigsten gerechnet werden muß. So hat Gott dieses Jahr die Gedanken der Heiden dieser Gegend in zwei auffallenden Fällen zu Nichte gemacht; einmal, indem er die vor dem Monsun allgemein verbreitete Prophezeihung der Astrologen, daß dieß Jahr nur sehr wenig Regen fallen werde, mit dem reichsten Regen Lügen strafte, und andererseits, indem er die bei den halbleeren Aehren der Erndte entstandene Sorge über Brodmangel durch die unerwartete Gabe einer Nacherndte als grundlos darstellte. „Sein Vermögen hat kein Ziel."

Die Gegend im Allgemeinen hat für das Auge wenig Anziehendes, weil sie so einförmig ist. Außer einer etwas hohen Hügelkette im Norden und einigen Hügeln gegen Süden, sieht das Auge nichts als eine weite Ebene. Interessanter wird sie weiter hinan gen Nolgund, von wo aus mehrere auf einmal sich aus der Ebene erhebende

hohe Hügel im Osten sichtbar werden. Die Gestade des Baches, mit nichts Anderem als Dornbäumen und Dorngesträuch besezt, sind Bild der Menschenherzen, die an ihnen ihren Siz aufgeschlagen, und erinnerten mich an den unendlichen Abstand, der zwischen ihnen und den Gestaden jenes Stromes, der von dem Stuhle Gottes und des Lammes ausgeht, stattfindet. An den Ufern dieses Baches bot ich vom 14. Februar bis zum 8. März zur Gesundheit der Heiden dienende Blätter vom Holze des Lebens Alten und Jungen, Großen und Kleinen an, umsonst und ohne Geld.

Der erste Weiler, in dem ich sie den 14. Abends anbot, heißt Jedehalli, wo ich zu meiner Freude einige bereitwillige Abnehmer fand. Es kamen nämlich einige Männer von der Goldschmiedkaste, die meiner Predigt von der Eitelkeit des Gözendienstes, den bereitwilligsten Beifall zollten und mir versicherten, sie hätten allen Gözen den Abschied gegeben, außer dem Feuer und Wasser, dem sie, als zur Betreibung ihres Handwerkes unentbehrlich, noch hie und da Anbetung darbringen. Sie geben indeß gerne zu, daß auch dieß eitel sey. Der Predigt von Christo und der Sündenwegnahme durch seine Verdienste, schenkten sie ebenfalls ihre Zustimmung. Einem von ihnen, der sehr fertig lesen konnte, gab ich ein Evangelium und mehrere Tractate. Es ist hier an seinem Plaze, zu bemerken, daß ich unter den Goldschmieden auf meiner ganzen Reise viele aufgewekte, dem Evangelium ein williges Ohr leihende Personen antraf. Ich kenne den Gözendienst dieser Kaste noch nicht genau, aber er scheint viel einfacher zu seyn, als der mancher andern. Die Person, an die sie sich halten und die einige für den Allerhöchsten selbst, andere blos für eine Menschwerdung von ihm halten, heißt Manappa. Dieser soll vor etwa 300 Jahren in und bei Takschmeschwara, einer Stadt etwa 12 Stunden südöstlich von Dharwar, alle Kastenunterschiede hintenansezend gelebt, die Anbetung des Einen Gottes gelehrt und viele Wunder verrichtet haben. Ich habe früher einige Bruch-

stüke von Kalagnana (Weissagung), die ihm zugeschrieben werden, gelesen und erinnere mich, daß sie mir mehr gefiel als alle andern. Der Umstand, daß in derselben sehr viele hindostanische Worte vorkommen, während die andern rein altkanaresisch sind, scheint es mir wahrscheinlich zu machen, daß er vielleicht mit Mahomedanern in Berührung gekommen und ihnen Manches abgeborgt habe. Er ist besonders auch einer von denen, den unsere Kalagnana's viel lesen. Ich habe mich viel nach der Schastra erkundigt, die seine Geschichte und Lehre enthalten soll, aber es schien sie in dieser Gegend Niemand zu haben. Dieser Weiler gehörte früher einem Lingaiten und enthält noch das etwa 30 Fuß hohe Grabmal seiner Familie, dessen Anblik auf einmal den ganzen Hinduismus mit seinem Aberglauben und seinen Lastern in grausenerregendem Lichte darstellt. Das Fußgemäuer desselben ist etwa 4 Fuß über den Boden erhöht und nimmt den doppelten Raum des eigentlichen Grabmals ein. In der Mitte desselben steht zuerst ein viereliger Stok, etwa 15 Fuß hoch und 40 im Quadrat. Dieser enthält ein Gemach mit allerlei Steinverzierungen, in dem der Göze Basappa steht. Auf diesem Stok steht ein zweiter, etwa eben so hoch, in der Form eines Zukerhutes. Das Ganze ist aus schön behauenen, dauerhaften Steinen erbaut. Die ganze Außenseite, von unten bis oben, ist mit in die Steine gehauenen Bildern von Thieren, Menschen und Göttern — alles aus der Hindumythologie heraus — bedekt. Schiwa ist die Hauptfigur. Auf der Südseite ist er mit seiner Gemahlin Parvati auf dem Ochsen reitend, auf der nämlichen ihren Hals mit seinem Arm umfassend dargestellt. Zu den Seiten dieses Paares stehen männliche und weibliche Begleiter und Diener. Am schlimmsten aber sieht es auf der Westseite aus, woselbst sich vier der unzüchtigsten Bilder vorfinden. Gott! dachte ich, was ist dieß für eine Teufelsreligion! HErr, siehe darein!

Etwas Erfreulicheres kam am Abende des 15. vor. Als ich nämlich an 6 Stellen im Dorfe, an größere oder

kleinere Gruppen von Leuten, kurze Ansprachen gehalten und wieder in meine Tempelwohnung zurükgekehrt war, kam abermals ein Haufen, denen ich beim Sternenschein das Wort Gottes verkündigte. Beim Abschiede sagte ein Mann, der mir im Dorfe überall hin nachgefolgt war, in einem Tone, der da zeigte, daß seine Rede vom Herzen kam, Folgendes: Wenn man Worte des Unterrichtes, wie die Ihrigen sind, hört, so erwacht in dem Herzen ein Verlangen nach Gott. Aber leider werden wir zwei Tage nach Ihrer Abreise, wenn wir wieder in unsern Feldgeschäften versunken sind, wieder Alles vergessen haben. Ich gab ihm hierauf noch kurze Anweisung, wie er es machen müsse, um diese Worte nicht zu vergessen, und freute mich des guten Bodens, den der Saame der Wahrheit in ihm gefunden hatte. Das nächste Dörfchen heißt Schankereschikoppa. Hier fand ich ebenfalls viele wohlwollende Zuhörer. Viel Freude machte mir ein Weber, der viel bei mir war und Allem, was ich sagte, freudig beistimmte. Er versicherte mir, er habe seit sechs Jahren die Steinanbetung aufgegeben. Dieß mag wahr seyn, aber ohne Zweifel hat er doch noch irgend etwas Sichtbares zu seinem Gott erwählt.

Einen eigenthümlichen Auftritt erlebte ich hier am Abend des Tages. Nachdem ich nämlich an mehreren Stellen kurz gepredigt hatte, wollte ich, um aus dem furchtbaren Staub und Rauch, der das Dorf anfüllte, hinauszukommen, einen Spaziergang auf den Feldern machen. Ich bat einen Mann, der mir nachfolgte, mir einen schönen Weg zu zeigen. Er ging mit mir, sagte aber noch innerhalb des Dorfes, daß hier in der Nähe ein Gott sei, der nicht wie die übrigen, von denen ich geredet, von Menschenhänden gemacht, sondern unmittelbar von Tschwara (dem Herrn) vom Himmel herabgekommen sey. Er sagte dieß lachend, anzudeuten, daß wenn auch Andere, doch er dieß nicht glaube. Diesen Gott muß ich sehen! sagte ich. Wir eilten der Stelle zu. Der Tempel war blos eine elende Hütte mit einem

aus Bambus geflochtenen, jezt, da es Abend war, geschlossenen Thürchen. Vor derselben saß auf dem Boden ein alter Lingapriester. Ich fragte ihn über den Namen des Gottes. Er: Sein Name ist Malescha, (er gehört zur Schiwafamilie). Ich: Wann ist denn dieser Gott vom Himmel herab hierher gekommen. Er: Das ist wer weiß wie lang. — Auf mein Verlangen, den Gözen zu sehen, brachte der Alte ein Licht und öffnete mir die Thüre. Viele Leute sammelten sich vor der Hütte. Der Göze ist aus Erde gebildet, nur etwa 8 Zoll hoch, mit einem silbernen Gesichte. Darf ich den Gott anrühren? fragte ich. Der Priester: Es steht Ihnen frei. Ich rührte ihn an und forderte ihn zugleich laut heraus, zu reden oder auf irgend eine Weise zu zeigen, daß er Leben habe. Da war natürlich keine Stimme noch Antwort. Ich trat heraus vor den Tempel und stellte nun der versammelten Menge die Thorheit des Glaubens dar, daß ein stummes, taubes, lebloses Ding ein vom Himmel gefallener Gott seyn könne. Der Beifall war laut und allgemein. Das Theatralische, zum Lächeln und Weinen zugleich Stoff darbietende an der Sache war, daß der alte Priester in die höchsten und lautesten Beifallsbezeugungen ausbrach, indem er, so oft ich einen Saz ausgesprochen, das einemal Schiwa! Schiwa! Schiwa! das anderemal: Hara! Hara! Hara! (auch ein Name Schiwas, bedeutend: der Zerstörer), ausrief und mit jedem neuen Saze seine Stimme eben so steigerte, wie ich die meinige. Ach! seufze ich, die einfältigen Leute! Wäre ihnen von ihren Vätern Jesus Christus überliefert worden, sie würden ihn wenigstens äußerlich eben so in Ehren halten, wie jezt den Malescha! „HErr! wenn wirst du Zion bauen?" Da ich sahe, daß der Alte sehr arm war, so gab ich ihm einige Kreuzer und ermahnte ihn, den von mir verkündigten Gott fortan anzubeten. Allein da er durch die Aufwartung bei Malescha sich seinen Lebensunterhalt verschafft, so ist kaum Hoffnung, daß er ihn je verlassen werde.

Mein nächster Aufenthaltsort heißt Kalle, von dem ich aber Nichts zu bemerken habe, als daß ich den ganzen Tag vielen gutmüthigen Leuten, die mich im Tempel besuchten, vom Evangelium sagen konnte. Ueber den frühen Morgen des 17., an dem ich abgieng, lautet mein Tagebuch so: „Ich verließ Kalle diesen Morgen sehr frühe und machte mich auf den Weg nach Karpur. Als ich nach Sonnenaufgang vom Wege aus rükwärts nach Bettigerri blikte, bot sich mir ein erhebender Anblik dar. Im Westen von Bettigerri nämlich, steht ein ziemlich hoher Hügel, auf dessen Spize noch die Mauern einer alten Festung stehen. Am Fuße liegt die Stadt. Ich schaute nach ihr, aber siehe, sie war so in Rauch und Nebel gehüllt, daß fast Nichts von ihr zu erkennen war, während der Hügel, sein Haupt über die Stadt emporhebend, von der Morgensonne beschienen und in der krystallhellen Atmosphäre sich badend, in deutlichster Sichtbarkeit vor meinen Augen da lag. So, dachte ich, verhält sich das himmlische Jerusalem zu dem Thränenthale der Erde. Die Nebel der Sünde und des Leidens, welche hier uns umhüllen, erreichen niemals jene seligen Zinnen. HErr Jesu! führe auch mich dort hinein durch deine unendliche Gnade!"

In Karpur fand ich überall gute Aufnahme mit meiner Botschaft; hatte auch viele Weiber zu Zuhörern, die aber immer bald wieder wegliefen, den Herzukommenden sagend: ich lehre, man solle „nur den Gott da droben" anbeten. Noch mehr als dieß zu hören, scheint für ihre sich fast niemals über ihre leiblichen Bedürfnisse erhebenden Gemüther zu viel zu seyn. Hier kam auch wieder ein Goldschmied zu mir, der von selbst über den Hahnemann folgendermaßen losschalt: Was gibt uns denn dieser Bastard da? der Taugenichts verursacht uns viele Kosten, weist uns aber kein Mittel an, dafür einen guten Ersaz zu bekommen. — Neben andern Anbetern, kam hier auch eine Mutter mit einem achtjährigen Mädchen, welches laut weinte wegen heftiger Bauchschmerzen. Der Göze

sollte helfen und darum stürzte sich das Mädchen vor ihm hin, während die Mutter und noch einige andere herzugekommene Weiber, um seine Gunst zu erlangen, Putsche machten. Ich redete mit ihnen, aber da war kein Gehör. Es that mir leid, daß ich keine passende Medizin bei mir hatte. Der Gott wollte nicht hören. Da der Lärmen immer größer wurde und da auf dem feuchten Boden keine schnelle Hülfe zu erwarten war, so befahl ich endlich den alten Müttern, ihr Mädchen heimzunehmen, ihr heiße Milch zu geben und dergleichen. Sie gingen, versprechend dieß zu thun.

Den 18. und 19. verweilte ich in dem einige 1000 Einwohner zählenden Dorfe Hongal. Die Ortsvorsteher sehr höflich und fast nirgends Einwendungen gegen meine Predigt. Nur ein Lingapriester war hartnäkig, indem er nicht zugeben wollte, daß die Dschangams — Lingaitische Bettelmönche — nicht mehr seyen als andere Menschen vom Weibe geboren. Diese meist höchst unwissenden Bettler nämlich werden in den Lingabüchern als Incarnationen des Schiwa dargestellt und in einem ihrer Hauptbücher, dem „Akhandischwara watschana" — Wort des unzertheilbaren Herrn — heißt es deßhalb: „Wenn du einen Dschangam siehst, so wisse, daß Schiwa in Dschangamsgestalt zu dir gekommen." Und wieder: „Wer nicht glaubt daß Schiwa, der Entsündigung der ganzen Welt wegen, in Dschangamsform auf die Erde gekommen, dessen Hof sollst du nicht betreten, dessen Gesicht sollst du nicht ansehen." Sie werden auch wirklich, namentlich von der unwissenden Menge, als höhere Wesen angesehen. Wenn man ihnen aber die zu sehr am Tage liegenden und zu auffallenden Gegenbeweise darlegt, so findet es sich nur selten, daß jemand als Vertheidiger auftritt. Mein dießmaliger Zuhörer war aber offenbar ein strenger Lingaite und wollte sich daher Nichts nehmen lassen. Er sprach unter Anderem auch den Sloka aus: Lajam Bramha, Lajam Vischnu, Lajam Devendraha (Devendra wird nämlich als der Meister der 33 Millionen Untergötter darge-

stellt), d. h. Vernichtung dem Bramha! Vernichtung dem Vischnu! Vernichtung dem Devendra! — Ich sagte, es sey Alles recht, aber er habe vergessen zu sagen: Lajam Schiwa! Vernichtung dem Schiwa! Das gefiel ihm nicht; denn Schiwa, sagte er, ist der wahre Gott. Ich zeigte ihm, daß Schiwa's Charakter und Betragen nicht besser sey, als das anderer Götter. Er verabschiedete sich. —

Am 19. war Markttag. Ich stellte mich vor den Laden eines freundlichen Kleiderkrämers und fing meine Predigt vor einer großen Menge mit dem Saze an: Wir sind alle Sünder und ebendaher unter dem Zorn Gottes und der Hölle zueilend. Wenn kein Helfer vom Himmel kommt, gehen wir Alle zu Grunde. Menschliche Mittel und menschliche Helfer reichen nicht zu. Da war Alles: Ja! Nun, sagte ich, ein solcher ist gekommen. Sein Name heißet Jesus Christus. Ich erzählte nun die Hauptmomente seiner Geschichte und legte dann die Gründe seiner Menschwerdung dar. Nun, sagte ich, sehet, ein solcher allmächtiger und allheiliger Priester ist euch und mir vonnöthen. Was helfen die leblosen Gözen! Was hilft alles Baden im Ganges! Was können die selber in alle Sünden gefallenen Götter, Bramha, Vischnu, Schiwa, Krischna u. a. m. helfen! — Ich hatte mich ungemeiner Aufmerksamkeit und Beifallsbezeugung zu erfreuen.

Die bisher am Ufer des Baches durchzogenen Ortschaften liegen alle auf dessen linker Seite. Jezt, gerade gegenüber dem lezten, kam das erste Dorf auf dessen rechter Seite und in diesem verbrachte ich Sonntag den 20. Der Gauda (Schultheiß) des Dorfs war sehr dienstfertig, aber einer der unzugänglichsten Disputirer, die ich je unter den Lingaiten gesehen. Ueberhaupt war dieß der unfruchtbarste Ort auf meiner Reise. Ich redete mit mehreren Gruppen, wurde aber von den meisten sehr böswillig aufgenommen. Nur eine Anzahl von Leuten der niedersten Kaste, der Holeru, hörte mir freundlich zu und schien es für eine Ehre zu achten, daß ich mich nicht gescheut hatte, in ihr verschrieenes Gäßchen zu kommen. Ob der Gauda einen

Einfluß über die Leute ausübt und ihnen Vorurtheile beigebracht hat oder woher sie sonst ihre Hartherzigkeit haben mögen, weiß ich nicht. Es ist dieß um so mehr zu verwundern, da Alle, mit denen ich reden wollte, Bauern waren, die sonst sich als eine so empfängliche Klasse zeigen.

Von hier aus verließ ich bis zum 23. den Bach, um in das zwei Stunden entfernte, südwestlich gelegene, volkreiche Dorf Aminabhavi zu gehen. Dieses ist von Dharwar nur zwei Stunden entfernt. Mein dreitägiger Aufenthalt hier war sehr lieblich, da ich immer sehr viele Besuche in meinem geräumigen Tempel erhielt und zwar manche, bei denen ich die Hauptsachen meiner Predigt ruhig und etwas ausführlich darlegen konnte. Mehrere sprachen sich dahin aus, es werde nicht fehlen, daß die Religion Christi sich noch allgemein in Indien ausdehne, denn daß noch alle Eins werden müssen, das stehe auch in ihren Büchern geschrieben. Sie baten mich wiederholt um Errichtung einer Schule in ihrem Dorfe und ich habe es ihnen nicht ganz abgeschlagen. Einmal hatte ich auch eine nette Unterredung mit dem Gauda des Dorfs, einem verständigen Dschain (Join) und einem Goldschmied. Am Ende derselben sagte der Gauda: Alles was Sie gesagt, ist wahr und gut, aber eine große Sünde begehen die Christen, nämlich die, daß sie Thieren das Leben nehmen und ihr Fleisch essen. Ich verwies ihn auf die göttliche Erlaubniß, so wie darauf, daß auch sie in ihrem Essen und Trinken unzählige Thierchen tödten. Er: Es ist wahr, auf diese Dinge kommts nicht an, Gott sieht hauptsächlich auf Frömmigkeit des Herzens. Als Beleg hiezu, erzählte er folgendes Mährchen. In uralter Zeit lebte ein Brahmine, der zur Schau vor den Leuten den ganzen Tag in einem Schiwatempel alle möglichen Arten von Putsche machte. An demselben Orte lebte ein Schäfer, dessen tägliches Geschäft es war, aufs Feld zu gehen, um für sich und seine Familie Vögel oder dergleichen zu schießen. So oft er etwas bekommen, ging er, die Schuhe

nicht einmal abziehend, in denselben Tempel, stellte mit wahrhaftiger Frömmigkeit und Ehrfurcht vor dem Gott das erbeutete Fleisch dar und ging dann nach Hause, um es zu verzehren. Eines Tages kam Schiwa mit Parviti in unsichtbarer Gestalt zum Tempel, um ihre Verehrer zu beobachten. Da fragte dann Parvati Schiwa, wie es doch komme, daß er dem Schäfer da so günstig sey, während er den heiligen, den ganzen Tag Verehrung darbringenden Brahminen gar nicht beachte. Schiwa erwiederte: Du sollst bald sehen, warum dieß geschieht und welcher Unterschied zwischen der Frömmigkeit dieser Beiden stattfindet. Als der Brahmine wieder in den Tempel kam, so ließ Schiwa den Tempel so erschüttert werden, daß es schien, er werde zusammenstürzen. Der Brahmine, dieß bemerkend, läßt Gott und Pudsche stehen und flieht aus dem Tempel, um sein Leben zu retten. Daß der Gott zu Grunde gehe, kümmerte ihn nicht, er sorgte nur für sich selbst. Bald nach ihm kam auch der Schäfer und als er gerade vor dem Gott stand, verursachte Schiwa dieselbe Erschütterung, wie zuvor. Der Schäfer, ungleich dem Brahminen, sagt bei sich selbst: wenn auch ich sterben muß, das macht nichts, wenn nur der Gott gerettet wird, und um denselben zu retten, legte er sich auf denselben hin. So war der Parvati klar gemacht, was für gute Gründe Schiwa hatte, seine Gunst nicht den scheinheiligen Brahminen, sondern den wahrhaft frommen, obgleich Fleisch essenden Schäfer erfahren zu lassen.

An einem Morgen und einem Abend machte ich auch zwei Predigtausflüge in drei ganz nahe gelegene Weiler.

Von Aminabhavi ging ich wieder östlich, um den Faden meiner Reise am Bache wieder aufzunehmen. Den 25. brachte ich auf dessen rechter Seite, in dem kleinen Dorfe Aheti, zu. Hier fand ich nicht sehr viele Zuhörer, da die Leute so sehr im Feld beschäftigt waren. Doch gabs Gelegenheit einige Ansprachen zu halten und einmal mit dem sehr verständigen Gauda und dem Astrologen des Orts und einigen ihrer Begleiter eine schöne

Unterredung zu halten. Der Astrologe wunderte sich ungemein, als ich ihm sagte, daß wir uns nicht im mindesten um den Lauf der Gestirne, um gute oder böse Tage bekümmern, sondern Alle für gleich gut halten. Meine Erklärung über die Entstehung der Sonnen- und Mondsfinsternisse und andere geographische Broken gefielen ihm sehr wohl. Hatte auch eine Art Kinderlehre mit den Schulknaben des gegenüberliegenden Dorfes Serur, die zu mir gekommen waren, um Bücher zu holen und über eine Stunde im stillen Tempel bei mir blieben. Mit Büchern verwies ich sie auf den nächsten Tag, wo ich in ihr Dorf kommen würde.

Den 26. begab ich mich nach dem schon erwähnten, links des Baches liegenden Ort Serur. Hier gabs viele und sehr aufmerksame Zuhörer, deren Manche schon etwas von meiner neuen Lehre wußten, das ihnen ihr in Hongal bei mir gewesener, verständiger Schulmeister gesagt hatte. Es thut einem sehr wohl, Leute zu finden, die schon etwas mit unserer Lehre bekannt sind und mit denen man dann leichter weiter schreiten kann. Das Verlangen der gestrigen Knaben wurde befriedigt.

Vom 27. bis 28. verweilte ich in dem etwa 5000 Seelen zählenden Städtchen Morop. Es liegt zur Rechten des Bachs und ist schon einigemal von Missionarien besucht worden. Namentlich den Brahminen war also meine Predigt nichts ganz Neues. Mehrere traf ich auch, die in Dharwar das Wort von uns gehört hatten. Der Zuhörer auf den Gassen und der Besuchenden im Tempel waren sehr Viele und im Allgemeinen waren sie aufmerksam und freundlich. Einigemal war der Tempel zwei Stunden lang ganz angefüllt, während welcher lebhafte aber freundliche Unterredungen stattfanden. Die Hauptsprecher waren Brahminen. Bei diesen Besuchen nahm ich gewöhnlich, um an alle Hauptsachen zu kommen, mein in den ersten Tagen der Reise geschriebenes, drei Quartseiten enthaltendes Missionspredigtchen zur Hand, es lesend, erläuternd und nach Streitausschweifungen immer wieder

darauf zurückgehend. Der Gang desselben ist dieser. Es fängt an mit dem Saz: Bramha, Vischnu und Schiwa sind keine wahren Götter, denn sie besizen nicht die Eigenschaften des wahren Gottes. Diese Eigenschaften werden dann genannt, so wie sie auch in einigen Hindubüchern angegeben sind. Herausgehoben wird die Heiligkeit und Sündlosigkeit Gottes. (Gegen diese Eigenschaften wird zum Glük fast nie Etwas eingewendet.) Dann wird aus der Geschichte dieser Götter nachgewiesen, daß sie diese Eigenschaften nicht besizen und folglich erdichtete Götter sind. Weiter wird dann gesagt: Sind diese Götter „Lüge", so sind es auch die Bilder von ihnen. Dieß wird weiter beleuchtet und dann gesagt, daß durch die Sünde der Verstand des Menschen verfinstert worden und die wahre Erkenntniß Gottes verloren gegangen sey, worauf dann die Weisen dieser Welt nach Belieben Götter erdichtet haben. Nun folgt wieder eine kurze Beschreibung der Vollkommenheiten des Allerhöchsten, der allein zu ehren ist. Aber, heißt es weiter: Ihn recht zu erkennen und seine Gnade zu erlangen, das geschieht nur durch seine Offenbarung im Fleisch, durch seinen Sohn Jesum Christum. Dann folgt die Geschichte Christi mit ihren Veranlassungen und Folgen für den, der glaubt. Die Nothwendigkeit und die Angemessenheit eines Erlösers wie Christus und die Ermahnung, an ihn zu glauben, bildet den Schluß. Dieser Aufsaz, geschrieben in allgemein verständlicher Sprache, ist mir auf meiner ganzen Reise ungemein nüzlich gewesen. Wenn ich Leute vor mir hatte, von denen ich wußte, daß sie eine gute Zeit bleiben, so schob ich viel Anderes ein; wenn nicht, so las ich ihn, nur hie und da einige Bemerkungen machend.

Unter Anderem brachten die Brahminen auch die Seelenwanderung vor, einen Punct, den ich meist beiseite liegen lasse, weil ich ihn immer sehr unfruchtbar gefunden, und er sonst schon durch die positiven Lehren der heiligen Schrift, die wir predigen, widerlegt wird. Ein Hauptargument ist bei mir gewöhnlich das, daß ich sage, es

wisse ja kein Mensch Etwas von seinen früheren Geburten und es sey doch schwer zu glauben, daß die menschliche Seele so gewaltige Revolutionen in ihrem Daseyn sollte ganz und gar vergessen können. Dieses Argument aber hat mir einmal unser Munschi — sonst aber, so viel ich mich erinnere, noch Niemand — untergraben, indem er entgegnete: Wenn man des Morgens vom Schlaf aufgestanden, so wisse ja die Seele auch nicht, was sie und ihr Leib während der Schlafzeit gethan haben. So könne die Seele auch eine frühere Geburt nicht wissen. — Ein anderer Saz, der eine lebhafte Unterredung erzeugte, war der, daß Gott ebensowohl das Böse als das Gute im Menschen wirke. Das detaillirte Herausheben der unendlichen Widersprüche, in die sich eine solche Annahme mit der Heiligkeit Gottes und mit der bestehenden moralischen Weltordnung verwikelt, brachte sie zum Schweigen. Wenn Gott unwiderruflich bestimmt hat, dieser solle stehlen, jener solle morden u. s. w., was für ein Recht haben dann die Menschen, Verbrecher zu strafen? Ihre That ist ja göttlich, und wer sie straft, der straft Gott selbst. Wenn wir Alle blose Maschinen sind, wo bleibt die Gerechtigkeit Gottes, wenn er uns in der Hölle straft, und wozu sind dann Vedas und Schastras und Priester und Unterricht und Gottesverehrung? Dieß Alles erscheint ja dann als die größte Gaukelei. Solche Darlegungen stopfen ihnen gewöhnlich den Mund. Es ist zum Erstaunen, daß eine solche Teufelslehre soll so viel Eingang gefunden haben. Sie ist wahrhaftig ein Meisterstük der alten Schlange; denn wer, der solche Lehre glaubt, wird sich irgendwie moralisch anstrengen, wer an ein Ringen denken, durch die enge Pforte einzugehen? —

Am Morgen des 28. predigte ich das Evangelium in einem nahen Weiler.

Am 1. März ging ich wieder auf die linke Seite des Baches, nach dem Dorfe Belal. Auf dem Wege dahin hatte ich in dem Weiler Kungola eine halbstündige Unterredung mit einem Haufen Leute. In Belal, so wie

in den ganz nahen Weilern Hanasi und Sirkola, hatte ich im Verhältniß zur Größe der Ortschaften sehr viele und freundliche Zuhörer. Im ersten logirte ich, wie öfters, in dem Tempel der Göttin Dewamma, die immer aus Holz verfertigt und nebst Durga, die gewöhnlich zu ihrer Seite steht, sehr gefürchtet ist. Die Tempeldiener sind immer die diese Bilder verfertigenden Zimmerleute, deren Haus nie weit vom Tempel entfernt ist. Hier hatte ich lange Gespräche mit einem sechzigjährigen Zimmermann, der immer bei mir im Tempel war. Ich ermahnte ihn vielfach, an dem eingebrochenen Abende seines Lebens sich noch zum rechten Gott zu wenden und Jesum Christum um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Er hörte willig zu und sagte unter Anderem: Es ist wahr, die von uns Zimmerleuten verfertigte Dewamma gibt uns Nichts. Vielmehr sieht es aus, als ob sie uns dafür, daß wir sie gemacht, strafe und sage: Taugenichts, weil du mich verfertigt hast und mir Anbetung darbringst, so strafe ich dich mit Armuth. Dessenungeachtet wird er aber ohne Zweifel nach wie vor dieselbe verehren. In dem kleinen Orte Hanasi war ich erstaunt, außer mehreren Tempeln im Dorfe umher, an der Stelle wo ich wohnte, drei geräumige, in gutem Zustand erhaltene Tempel zu finden. Die Leute sagten, fromme Familien früherer Zeit haben sie gebaut. Der Wunsch, durch gute Werke große Verdienste vor Gott und somit seine Gnade zu erlangen, treibt manchen Heiden zu Aufopferungen, zu denen sich unter Christen nur wenige Parallelen finden lassen, denn auch in der gegenwärtigen Zeit kommt es noch öfters vor, daß ein Mann, dessen ganze Habseligkeit 3 bis 4000 Rupies werth ist, ein ganzes Tausend zum Bau eines Tempels widmet. Einen solchen Fall hatte ich Gelegenheit in dem dritten Dorfe, Sirkola, wahrzunehmen. Des Abends nämlich, bei meiner Wanderung durch die Gassen, kam ich auf einen freien Plaz, wo Holz zu einem stattlichen Tempel gezimmert wurde. Nachdem ich unter Anderem gesagt: daß Gott nicht in Tempeln, von Menschenhänden

gemacht, wohne, fragte ich: auf wessen Kosten dieser Tempel gebaut werde. Man deutete auf einen nahe sizenden alten Bauern, der sich unter der lauten Lobpreisung seiner Verdienste sehr behaglich zu fühlen schien. Seine Kleidung und ganzes Aussehen zeigten, daß er dieses nur aus einem Ueberfluß that, der bei Christen durchaus für keinen gelten würde. Möchten sich auch unter den Verehrern des HErrn Jesu im deutschen und schweizerischen Vaterlande bald einige angetrieben fühlen, seinem Namen in Malsamudra, Mangalore und, wie es nöthig wird, auch auf unsern übrigen Stationen, zu bauen.

Den 3. März war ich in dem Dorfe Dschaur, nachdem ich des Morgens früh auf dem Wege dahin in einem kleinen Oertchen einigen Leuten den wahren Gott und Jesum Christum angepriesen hatte. Dschaur scheint unter all' den kleinen Dörfern, die ich durchreist, die meisten verständigen und etwas gebildeten Männer zu besizen. Es gab viel Unterredens. Einige waren halsstarrig, die meisten aber gelehrig. Auf der abendlichen Wanderung im Dorfe traf ich auch einen Kalagnana aus Bentur. Er war sehr herzlich, sagte den herzugekommenen Leuten in treffenden Worten den Inhalt unserer Predigt, hinzufügend, dieß stehe in Einklang mit der Kalagnana.

Am 4. war ich in dem mittelmäßig großen Dorfe Hebbal. Dieses gehörte einem Eingebornen, gegenwärtig aber einem dort wohnenden Banquier aus Dharwar, als Ersaz für vorgestrektes Geld. Meiner Zuhörer waren Viele. Des Nachmittags ließ mich der Banquier zu einem Besuch in sein Amtshaus rufen. Ich ging, mein N. Testament unter dem Arme. Er bedeutete mir, daß er nichts hören, sondern mich nur habe fragen wollen, ob ich nicht noch eine zweite Brille habe, ähnlich der, die ich trage. (Wo ich nämlich Staub und Sonnenglanz ausgesezt bin, trage ich zur Schonung meiner Augen eine blaue Brille.) Nachdem ich ihm bedeutet, daß ich keine Brille für ihn habe, sah ich wohl, wie gerne er es haben möchte, daß ich mich sogleich wieder fortmachte; allein ich sagte: daß

es mein Beruf sey, vor Reichen und Armen, zu denen ich komme, auch etwas über ihr Seelenheil zu reden, und so bitte ich auch für einige Minuten um ihre Aufmerksamkeit. Es waren nämlich viele Leute herbeigekommen. Nur aus Furcht, zu sehr gegen Höflichkeit anzustoßen, wurde mir meine Bitte gewährt und ich dankte beim Weggehen dem HErrn, daß er mir, troz der gränzenlosen Gleichgültigkeit und des tiefsten inneren Widerwillens, Gelegenheit gab, seinen Namen zu verkündigen. Beim Weggehen sprach er mich doch noch um einige Bücher an für seine Knaben und eines für seine Schwester, welche Mahratta liest und versteht. Dieß, außer einer öffentlichen Dirne, die in Bettigerri kanaresische Bücher von mir verlangte, ist die einzige weibliche Leserin, die mir auf meiner Reise begegnete.

Den 5. war ich in dem ziemlich großen aber sehr armen Dorfe Alagodi. Der Gauda des Orts, ein Lingaite, der leztes Jahr, als er der Steuer wegen beim hiesigen Collector war, zu uns gekommen und das Evangelium von uns gehört hatte, war überaus zuvorkommend. Es freute mich sehr, zu sehen, wie er namentlich Mehreres über Jesum Christum behalten hatte. In diesem Dorfe sind sehr viele Leute von der Schäferkaste, meist Akerbau treibend, unter denen sich mehrere sehr willige Herzen zeigten.

Den 6. ritt ich sehr frühe nach dem Weiler Kasakolu, wo ich auf der Dreschtenne vor dem Dorfe etwa 25 erstaunten Bauern den wahren Gott und Jesum Christum verkündigte. Dann gings nach dem Dörfchen Schanawade, wo ich den Tag zubrachte und meine Waare anzubieten reichliche Gelegenheit hatte. Als ich des Abends im Orte umherlief, um Zuhörer zu suchen, kam ich zufällig auch in die Schäfergasse. Dort fand ich neben einigen Männern etwa 15 Weiber, die gerade von der Baumwollenerndte nach Hause gekommen und ihre Lasten von ihrem Kopfe abgenommen hatten, an die ich eine kurze Ansprache hielt, sagend, daß, wenn sie in den Himmel

kommen wollen, sie die Götzen verlassen und dem Gott im Himmel dienen müssen. Zwanzig Schritte weiter gegangen, fand ich wieder einen solchen Haufen und stand abermals predigend stille. Aber, sagte die arme Frau eines Schäfers, den Allerhöchsten sehen wir eben nicht und darum haben unsere Vorfahren diese Bilder gemacht. Ich: Das ist wahr, aber er ist dennoch um uns, gerade wie z. B. der Wind um uns her ist und dort die Baumblätter bewegt, obgleich man ihn nicht sieht. Sie: Ja, aber wer hat einen solchen festen Glauben, sich an den Unsichtbaren zu halten? Ich: Du mußt beten: O, Allerhöchster gib Du mir diesen Glauben! und dann wirst du ihn bekommen. Sie: Das ist wahr. — Wer so redet, dachte ich, der muß nothwendig auch sonst schon über die Sache gedacht haben und es gibt also auch unter diesen armen Hirtenweibern solche, an denen sich der Geist Gottes nicht unbezeugt gelassen.

Morgens den 7., unterwegs noch in der Mitte eines Weilers eine Ansprache haltend, ging ich nach Nalgund, wo ich auch den 8. verweilte. Hier vereinigt sich mein Bachbett mit dem des von Südwest herkommenden Bennebaches. Nalgund mag 5 bis 6000 Einwohner zählen und ist schon öfters von mir und andern Brüdern besucht worden. Ich erwartete deßwegen eine weniger günstige Aufnahme und war erstaunt, in den zwei Tagen so viele und so wohlwollende Zuhörer zu finden. Namentlich war ich erstaunt, daß zwei Brahminenhaufen sich's gefallen ließen von mir zu hören: daß Bramha, Vischnu, Schiwa, Krischna u. s. w erdichtete Götter seyen, weil sie offenbar Eigenschaften besitzen, ganz im Widerstreit mit denen des Allerhöchsten und daß Jesus Christus allein eine des Allerhöchsten würdige Avatar (Fleischwerdung) sey. Wenn sie mir auch nicht mit Ueberzeugung beistimmten, so muß sie doch ihr gänzliches Schuldigbleiben der Antwort zu einigem Nachdenken anregen und ihnen zeigen, daß unsere Predigt wenigstens kein Sandgebäude ist. Der zweite Tag meines Hierseyns war der Markttag, an dem ich während zweier Stunden

großen, großen Schaaren mit Kraft das Evangelium zu verkündigen, vom HErrn gestärkt war. Viel Freude machte mir ein alter, aber sehr verständiger Lingaite, ein Kaufmann, den ich von früheren Besuchen her kenne, als er auf meine Hinweisung darauf, daß auch in ihren Büchern geschrieben stehe, es müsse noch Ein Hirt und Eine Heerde werden, in ein herzliches Lachen ausbrach und vor der ganzen Menge laut sagte: Laß es so werden!

Am 9. machte ich mich nun auf den Weg nach Bettigerri, das noch 7 Stunden weit entfernt ist. Den Tag über blieb ich in dem Dorfe Imrapur. Unterwegs dahin hatte ich bei einem Basappabilde, das am Wege unter einem Dornstrauch steht, zwei Männer und ein Weib sizend gefunden, die vom Nalgundmarkte wieder nach Hause gingen. Ich redete mit ihnen über die Nichtigkeit der Gözen. Das Weib erwiederte: Ja, sie habe gestern Alles gehört, was ich gesagt und meine Worte seyen wahr. Bald fand ich, daß sie mit unsern Bentur-Kalagnanas in einige Berührung gekommen seyen. Wir wanderten etwa eine halbe Stunde zusammen, in der ich ihnen namentlich Jesum Christum anpries und sagte, sein Name müsse noch auf der ganzen Erde angebetet werden. Das Weib wollte wissen, wie bald denn diese schöne Zeit komme? Ich sagte: Der Anfang dazu sey gerade jezt. Alle schienen sich zu freuen, daß doch Hoffnung einer bessern Zeit sey. Wenn man nur nicht mit Grund fürchten müßte, daß diese Freude ähnlich sey der vieler lauen Christen, die sich des herannahenden 1000jährigen Reichs freuen, hauptsächlich um der Schulden- und Steuerlasten los zu werden. Doch hielt mich diese Furcht nicht ab, mich über diese Aeußerungen herzlich zu freuen; denn wer kann wissen, ob es diese einfältigen Leutlein, sobald ihnen das Evangelium näher kommt, nicht schnell unendlich weiter bringen als jene lauen Christen. Uebrigens darf man sich des Loswerdens der Armuth und der Schulden auch freuen, wenn nur dieß nicht der Hauptgrund der Freude ist.

In Imrapur predigte ich bei meiner Ankunft einer Schaar Lingaiten, fand aber hier in einem jungen Mango den erbittertsten Gegner, den ich auf meiner Reise sah. Es war durchaus Nichts mit ihm anzufangen, obgleich ich mich sehr der Freundlichkeit bemühte. Unter den Umstehenden gaben Mehrere mir Recht. — Wahrscheinlich weil ich bei dieser Unterredung lange in der heißen Sonne gestanden hatte, wurde ich in Magen und Kopf so unwohl, daß ich den ganzen Tag das Bett hüten mußte.

Den 10. blieb ich in dem großen Dorfe Hombala, das nur noch 3 Stunden von Bettigerri entfernt ist. Auch hier traf ich zu guter Lezt nochmals recht freundliche Zuhörer. Hätte ich nicht noch immer mich unwohl gefühlt, so wäre ich noch einen Tag länger geblieben, aber so machte ich mich am 11. auf den Weg und traf noch zum Frühstük bei den lieben Brüdern in Bettigerri ein. So war meine eigentliche Missionsreise vollendet, für deren Segnungen und erwiesene Barmherzigkeit ich dem HErrn Jesu demüthiglich danke. Es that mir ungemein wohl, nach einem einmonatlichen Reisen durch lauter Todtengefilde, wo man von manchem gefahrvollen Pesthauche angeweht wird, wieder in die leiblich und geistlich erfrischende Mitte von Brüdern zu kommen.

Ich schließe diesen Auszug aus meinem Tagebuche mit der Erwähnung der zwei folgenden Punkte.

1) Ich habe auf dieser Reise etwa dreißig Theile der heiligen Schrift in kanaresischer, Mahratta- und Hindostanisprache und ebenso in den beiden ersten etwa 600 Tractate ausgetheilt. An Orten, wo wir nur selten hinkommen, gab ich, namentlich in Schulen, selbst denen, die nur das A B C kannten, ein kleines Tractätchen. Wenn sie auch einstweilen nur hie und da das Lesenlernen unserer Schriften beschleunigen, so ist dieß schon ein großer Gewinn. Viele Leute, die ordentlich lesen können, verlangten größere Tractate oder Theile des N. Testaments. Es that mir oft sehr leid, daß ich nicht auch einen größeren Tractat hatte, um ihn verständigen Männern zu geben. Es ist unge-

mein zu wünschen, daß wir solche erhalten möchten, um die Aufmerksamkeit auf das Christenthum rege zu machen, oder, wo schon aufgeregt, zu beschäftigen und zu nähren, und so namentlich auch zur Verdrängung heidnischer Bücher beizutragen.

2. Sehr bemerkenswerth ist der Unterschied, der zwischen den ersten Jahren unseres Hierseyns und jezt in Beziehung auf Bekanntschaft mit dem Christenthum uns entgegentritt. Viele lesen und haben schon unsere Bücher gelesen; viele reden von irgend einem unserer Zahl, der zu der und der Zeit da gewesen und Aehnliches gesagt habe; viele sind mit dem Namen Jesu so bekannt, daß sie uns mit der Frage entgegen kommen: Nicht wahr, Jesus Christus ist euer Gott? Manchen begegnete ich auf meiner Reise, die sagten, sie haben in Dharwar oder Hubly das Wort Gottes von uns gehört oder Bücher von uns empfangen. Unsere Predigt wird Volksgespräch; ihr Inhalt tritt in den Kreis der Volkserzählungen; der Sauerteig — wir hoffen zum HErrn — wirkt in der Masse. Gelobet sey sein heiliger Name, daß er uns den guten Samen so ungehindert ausstreuen läßt. Möge bald die Zeit kommen, wo vor Ihm alle Kniee sich beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus Christus der HErr sey, zur Ehre Gottes des Vaters. —

Vom 11. bis 13. (der 13. war der Sonntag) verweilte ich bei den lieben Brüdern und genoß viel Segen in ihrer Gemeinschaft. In Beziehung auf Alles, was die Brüder Hiller und Hall über ihre Leute in Bettigerri Ihnen dießmal geschrieben, bin ich auch derselben Meinung. Die Leutlein haben mich recht erfreut und die Liebesflamme, die in dem theuren Bruder Hall brennt mit all der Vatersorge Br. Hillers, wird der HErr ohne Zweifel zu ihrem Weiterschreiten segnen. Ueberrascht war ich über die Ruhe, die jezt in Bettigerri herrscht, den ungemeinen Beifall, den ich bei einigen Ansprachen im Dorfe herum fand und die Achtung, welche die Brüder zu genießen scheinen, wenn ich sie verglich mit den finstern und wider-

spenstigen Gesichtern, die uns begegneten als Br. Hiller und ich das erste Mal uns nach Wohnhäusern in Bettigerri umsahen und mit dem erbosten Widerstand, den Br. Hiller nachher zu erfahren hatte. Es mag zwar auch wieder anders kommen, aber einstweilen ist der HErr für seine Hülfe zu preisen. Das Haus hat mir auch sehr gefallen. Man hätte es nicht einfacher bauen können und doch ist es geräumig, dauerhaft und bequem.

Montag den 14. ging ich, in Begleitung von Br. Hall, nach Malsamudra. O, HErr hilf! O, HErr laß wohl gelingen! war mein Seufzer, als ich zum erstenmale des Missionshauses ansichtig wurde. Das einfache und in jeder Beziehung mir sehr wohl gefallende Missionshaus beherrscht eine weite Aussicht nach West und Nordwest. Nach Süden hin ist die Aussicht durch Hügel unterbrochen. Nach Ost, Südost und Nord, verschließt eine hohe Hügelreihe die Aussicht. Wie man vom Hause aus weit sieht, so wird auch es mit seiner weißbemalten Westseite von weither gesehen. Die Gegend ist des vielen leeren Feldes wegen für eine Kolonie höchst angemessen, zumal da es zum Theil den ausgezeichnetsten Boden hier hat. Das Zukerrohr in des Malsamudra-Gaudas Garten ist bei weitem schöner, als irgend welches, das ich bisher auf meiner Reise getroffen hatte. Die Leute sind freilich noch nicht so weit als die in Bettigerri. Das läßt sich auch, da sie erst seit kurzer Zeit das Evangelium hören, nicht anders erwarten. In einem Jahre kann es schon ganz anders seyn. Der alte Abraham ist eine rechte Gottesgabe. Was der arbeitet und dirigirt und vorangeht. Joseph, der Knecht, ist auch recht lieb und gibt sich viel mit den Leuten ab. Man sollte es kaum denken, menschlich geurtheilt, daß ein alter Heide sich so über das „Gotteslamm, das der Welt Sünde trägt," freuen lernen könnte, wie Abraham es that, als ich des Abends ihm und den Leuten das Hinweisen des Johannes auf Christum las und ans Herz legte. — Jedenfalls, glaube ich, dürfen Sie sich, theure Vorsteher, darüber freuen, daß Malsa-

mudra als Missionscolonie angefangen worden. Es ist mir schon oft eingefallen, daß Br. Frey beim ersten Besehen des Plazes mit mir sagte: dieß, glaube ich, ist der Plaz, den der HErr für uns übrig gelassen. Nach allerlei Hin- und Herschwanken ist er's auch geworden.

Dienstag Nachmittag verabschiedete ich mich von den l. Brüdern. Des Abends verbrachte ich eine Stunde beim Priester in Bentur. Er empfing mich ungemein herzlich. Mir war schwer beim Gedanken an die Last und Hize des Tages, die Mehrere von uns und besonders Br. Frey an diesem Orte getragen haben. Aber unsere Arbeit kann nicht vergeblich gewesen seyn in dem HErrn. Den 16. war ich bei den l. Brüdern in Hubly und den 17. traf ich wieder wohlbehalten bei meinen Brüdern in Dharwar ein.

J. Layer.

G.

Bericht von Missionar **Lehner** in **Dharwar**, über die dortige Mädchen-Erziehungsanstalt.

Zum Preise unsers treuen Bundesgottes darf ich nun berichten, daß in unsrer kleinen Anstalt wieder Alle wohl und munter sind und sich auch sonst in ihrem äußeren Betragen ziemlich zu unserer Befriedigung aufführen. Auf Einige haben jene Leidensstunden und besonders der Tod ihrer jezt seligen Gefährtin einen guten Eindruk gemacht und wir bitten den HErrn täglich, sich auch an ihnen durch seine Gnade mächtig zu erzeigen. Auf ihr Verlangen habe ich am lezten Ostertag die sechs Ungetauften durch die heilige Taufe dem HErrn geweiht. Auf die Frage, warum sie die Taufe wünschten, gaben sie mir zur Antwort: sie wollten keine Teufelskinder mehr seyn, sondern an den HErrn Jesum glauben. Einige verstehen ziemlich

ihnen einen schönen Brunnen graben und bauen läßt. Die Dorfleute aber sagen: Unsere Vorfahren haben dieses Weiherwasser getrunken, wir müssen's auch trinken und dürfen nicht Brunnen-Wasser trinken. Nun, was haltet ihr von solchen Leuten? Das sind Thoren, war die Antwort. So, erwiderte ich, seyd ihr u. s. w. Dieß brachte den Brahminen zum Stillschweigen. Heute Abend sprachen wir, jeder in verschiedenen Häusern, mit einigen dieser Dorfleute. Einer meiner Zuhörer, der Polizei-Schultheiß, ein alter Mann, machte Bemerkungen und Fragen, woraus ich zu meiner Freude sah, daß er mich verstand. Wiederholend was ich von den Lastern sagte und es bejahend fragte er, was man doch machen müsse, wenn die Leidenschaften aufwallen? Ich: durch den Glauben an Jesum Christum erhalte man ein neues Herz, indem Gott den heiligen Geist in unsere Herzen ausgieße.

November 19. Heute Morgen sprachen wir mit etlichen Leuten, die alles bejahten aber dann bemerkten: So ist's eben nun, was soll man machen? Es ist eben keine Weisheit bei uns. Ich wies sie auf die aufgegangene Sonne, die allen Menschen genug Licht gebe. In der Nacht leuchten viele Sterne, aber ihr Licht genügt nicht. So ist's auch mit Gott und den Gözen. Wer Gözen anbetet, hat kein Licht; wer den Einen wahren Gott anbetet, hat Licht; Dieß leuchtete ihnen ein. In solchen kleinen Dörfchen hat man keine Haufen von Zuhörern, sondern höchstens 5 — 6 auf einmal; aber nicht nur an großen, sondern an allen Orten soll das Evangelium erschallen.

November 20. Heute Morgen brachen wir von Tschebbi auf und gingen nach Arlikatti, einem ½ Stunde weiter südlich gelegenen Marktfleken. Wir nahmen unser Quartier in einem Bassawa-Tempelchen, das sehr von Andächtigen besucht war. Wir hatten deßwegen schon diesen Morgen Gelegenheit, das Wort mündlich und schriftlich zu vertheilen. Der Polizei-Schultheiß ersuchte uns, in die Tschaudi zu gehen und dort zu wohnen. Wir wollten